

Die Zeit ist ein Tier, das seine Höhle in deinem Bauch baut. Es kribbelt und wimmelt dort, wo es sein Gehäuse tief und noch tiefer ausgräbt. Sein Haus hat die Form einer Spirale. Diese Spirale vertieft sich Schritt für Schritt. Das Tier, das Zeit ist, bewegt sich, wo alles nur ein- und ausatmet. Außer dieser doppelten Bewegung eines Widerspruchs, den du Leben nennst, passiert dort nichts. Nur ein und aus, sonst nichts. Nichts als Traum, den wir Zeit nennen.

*Denk an den Einsiedlerkreb. Er lebt in der Spirale einer Muschel, die er gefunden hat und in der er sich entwickelt. Wenn er für sein Gehäuse zu groß wird, muss er sich eine andere Muschel suchen, und dann eine nächste, und so weiter. Es gibt kein Wachstum, das an einem schon vorhandenen Platz bleibt. Vielmehr muss man erst den Raum besorgen, um Wachstum zu ermöglichen, um sich zu ermöglichen. Dabei vergeht das bereits Gegebene. Hier stellt sich die Prüfung der Spirale: ob man ihre endlose Schraube, ihren sich nie schließenden Kreis annehmen und sie zu ihrer Bewegung machen kann. Oder nicht. Denn die Spirale ist vielleicht nichts anderes als das Bild von etwas, das drehend immer an derselben Stelle*

*gräbt. Sie insistiert an dem Punkt, an dem sie schon immer ist. Zum Graben muss man spitzig werden, wie ein drehender Stachel. Drehen und wenden, das ist das Gesetz, nach dem im Bauch der Zeit, in ihren Eingeweiden gehandelt wird. Gleichzeitig verhindert das Spiralförmige der Muschel, dass Krallen oder Hände oder auch eindringliche Blicke ins Haus dringen können. Sie werden dagegen vor ihrer Schwelle gehalten; sie werden durch das Loch der Muschel angezogen und zugleich abgestoßen. So weiß man nicht wirklich, was da drinnen lebt, was dich darin wortlos anspricht.*

Wenn man anfängt zu schreiben, kann es sein, dass man Sätzen anderer begegnet, wie diesem: er fühlte sich, als ob der Raum ein wildes Tier verstecken würde, das bereit gewesen wäre, auf ihn zu springen. Er sah erschrocken in das Zimmer mit der abgerissenen Tapete und dem schlampigen Bettlager... Obwohl ihm alles völlig unbekannt war, hatte Yakov für einen Moment das schreckliche Gefühl, Zimmer und Bett schon gesehen zu haben.

*Das Tier hast du schon gesehen, ja. Erkennen kann man es nicht, weil dazu ein Abstand nötig ist, den man immer noch gewinnen muss. Das Tier versteckt sich. Spielt mit dir, könnte man sogar sagen. Nur weil du es all die Zeit vor Augen hast, heißt das nicht, dass du es sehen kannst. Zwar meinen wir, wir sollten neu lernen zu sehen, aber das impliziert vielmehr ein notwendiges Verlernen. Verlernt werden sollte zumindest die Unbesorgtheit, mit der man meint, sich in der Rätselwelt bewegen zu können, so als sei alles selbstverständlich und eindeutig.*

Sich zu mimetisieren heißt nicht viel: dabei Spuren zu hinterlassen, sie zu verbreiten, das ist das Wesentliche. Als Partisan der Vergessenheit spiegelt sich das Zeit-Tier auf einem

schwarzen Hintergrund. So entstehen aus Tier und Zeit Reit und Teiz – und in gewissem Sinne auch Reiz: damit ist wieder der Punkt, der sticht, die Spitze angesprochen. Einer ist beinahe das Umgekehrte des anderen. Beinahe. Es fehlt nur ein wenig (bis es erscheint). Doch schon bevor es erscheint, öffnen sich Zonen: es sind die Spuren, die es hinterlässt. Dies ist der Bereich, in dem überraschenderweise noch

ungezähmte Emotionen wachsen. Erst da wird es für uns Menschen erlebbar, was es heißt, wenn unser eigenes Skelett außerhalb des Körpers ist.

## Das Tier, das Abwesende

*Der Mund der Muschel ist daher weder Ein- noch Ausgang. Es ist zuerst nur eine Bresche, eine stumme Bresche. Oft meint man, dieser stumme Mund könne sprechen oder könne zum Sprechen gebracht werden. Da meint man nichts anderes als dem Mund Wörter in den Mund zu stecken. Er bleibt trotzdem stumm. In Wirklichkeit ist aber diese Stummheit die Schwachstelle aller Vermutungen, denn sie gibt doch keine Antworten: es ist mehr ein Riss, ein Fehlen. Ob sich diese Spalte plötzlich ereig-*

*net? Tiere, Kinder, unser eigener Körper, vielleicht einige Erinnerungen, die unvermutet zurückkehren, sind eine solche Spalte, in der alles plötzlich auseinandergerissen wird. Solche Spalten, solche sich bildenden Risse sind überall zu Hause. Sie sind überall, zwischen Liebe und Tod. Der Arzt sagte ihr, es sei nur Schlaflosigkeit. Und als sie aufhörte, den Schrei zu hören, ging sie in tausend Stücke. Dann verirrt sie sich, wird stumpf. Es genügt weniger als die Zeit eines Tages, um verwirrt zu werden.*

*Denke an die Schnecken und an ihren Schleim. Denke an die winzigen Insekten, die die Seiten meiner Bücher von der Kante her fressen, und auch an diejenigen, die andere Seiten von der Mitte aus angreifen, um nach und nach das Loch zu vergrößern, das sie allmählich produziert haben. Jedes auf seine eigene Weise, alle halten sich an den Rändern, die sie dann erweitern. Alles wird unter ihrer Wirkung zum Rand. Wichtig dabei ist, dass kein Rand naturgegeben*

Die Zeit ist ein Tier, das Tier gräbt sein Loch, es wird auch im Papier gegraben. Die Spirale, die so entsteht, die Zeit-Spirale, schmückt dann geschriebene Blätter, Zeichnungen, Fotografien. Ihr Loch ist in dem Gewebe der Zeit gegraben, recht selten erscheint es im Licht, meistens aber im Gegenlicht. Es können verblasste Farben sein oder Bilder, deren Töne einzigartig auf uns wirken, wie aus anderen, viel entfernteren Zeiten entstanden, als der Zeit, die wir darin zu messen meinen. Es reichen Schattierungen, ein Hauch Staub, eine vage Ahnung, damit ein solches Gefühl entsteht. Inzwischen hat das Tier aber die Falten darin eingedrückt – unsichtbaren Wegs. Es sind Vorbeigehen zurücklässt.

stellen wir fest: und wenn diese Spuren die eigentlichen Kennzeichnungen nicht von seiner Abwesenheit, sondern von seinem ansonsten undargestellten Aufenthalt bei uns wären? So fangen unsere eigenen Hände an, sich wie Krebse zu verhalten, sich zu suchen, wie eine Schnecke, die sich an eine andere Schnecke schmiegt. Sie nehmen die Tierform wieder auf, die immer die ihre war, aber vergessen irgendwo lag. Dabei rückt die Hand von sich ab, es gibt sie zwar noch, aber nur als Mund einer Muschel, als Durchgang der Zeit.

*Etwas Ähnliches passiert mit deinen Kindheitsbildern und dem wunderbar Ungeschickten, das ihnen eignet. Sie zeigen, wie nah bei uns sich ein weites, völlig unbekanntes Gebiet des Nicht-Wissens ausbreitet, das von diesem Tier bewohnt wird, über das wir die ganze Zeit sprechen. Da hat sich jene Lücke, jene leere Stelle mit der Zeit vertieft, sie hat sich erweitert und erweitert. So können wir nicht mehr bloß sagen: sie ist auf dem Papier, sie betrifft einzig das Bild. Am Ende (seltsame Sprechweise der Menschen: es ist kein Ende, vielleicht eher ein ungewusster Beginn) betrifft die Lücke unser eigenes Auge, wie ein blinder Fleck, der sich darin einbrennt. Die Lücke, die Zeit ist, nimmt somit eine Fläche ein. Und diese Fläche befindet sich an der Kante des Sichtbaren, an das*

*sie grenzt. So entsteht dieser singuläre Mangel an Objektivität, der die eigentliche Kraft des Bildes darstellt. Bei diesem Mangel bleibt natürlich wenig übrig für den Anspruch jedes Bildes, Zeuge seiner Zeit zu sein. Gleichzeitig besteht dieser Mangel nicht aus Knappheit, wie wir so oft zu glauben scheinen. Er besteht vielmehr aus einem Zuviel, das in das Sichtfeld hineindringt und ihm eine Spiralwindung überträgt. Da ist die Bresche, da finden die Dinge immer auf der Grenze unseres Wissens statt. Dort ist alles wie angehalten, wie ausgesetzt.*

Papierhaut gefressen, es hat als Spuren seines ansonsten die Zeichen, die es in seinem Es ist ein sehr seltsames Tier,

Um unser Verhältnis zu diesem Tier darzustellen, das in seiner Abwesenheit lebt und die Lücke vertieft, die sich in die Mitte unseres Tun einschreibt, könnten wir wiederholen, was Jean Genet in seinem Bericht aus Schatila erzählt: auch wenn man sich Schatila annähert, bekommt man den Eindruck, es niemals berühren zu können. Trotzdem hinterlässt diese Unmöglichkeit kein neutrales, gleichgültiges Feld. Sie lässt uns nicht mehr sein, wie wir waren oder wie wir zu sein dachten.

die Seiten, die Worte, die Bilder und sicherlich auch unsere Gesten bereits mit sich bringen, weit weg von ihrer vermeintlichen Vollkommenheit. Das Loch oder die Lücke zu vertiefen, heißt dann vielleicht es zum Gehäuse für Worten und Visionen zu machen. Zugleich würde es aber auch bedeuten zu verzehren, was sich natürlich erhält. Hier öffnet sich ein Abstand, der uns von dem trennt, in das wir bisher noch versunken waren. Es ist kein Horizont, keine gerade Linie, die das Blickfeld eingrenzt. Was sich hier entfaltet, ist eher eine unscheinbare Bresche, durch die man gehen muss, ganz gleich, ob man es will oder nicht, ob man es weiß oder nicht. In der Blindheit einer solchen Situation kann man nichts anderes tun als die Fragilität von Tag zu Tag zu verteidigen. Denn es gibt nichts Mutigeres als das wehrlose Herz.

*ist, sondern Zeichen einer langsamen und zeitvergessenen Gefräßigkeit (die mit der übereifrigen Arbeit der Menschen nichts gemein hat). Eine solche Erweiterung der Ränder des Blattes bis in die Mitte der gedruckten Seite führt nicht nur bis zum Papierverzehr: in gewissem Sinne ist es, als ob die Stellen, denen solche Insekten auf ihrem Weg begegnen, gesüßt würden und zugleich eine andere Qualität bekämen, die ihre Anmut in der Mangelhaftigkeit hat. Das Blatt Papier wird dabei nicht nur ausgezehrt. In der Zeit, in der Nähe des Zeit-Tieres erfährt es eine merkwürdige Bereicherung und eine ebenso merkwürdige Entwicklung. Hier bewegt sich nichts, und nichts bleibt stehen.*

Wenn es heute überhaupt Kunst gibt; wenn man sich heute (in der Welt des Marktes und des Marketings, usw.) noch Kunst leisten kann; wenn es heute in der vermeintlichen Freiheit der Meinungsfreiheit, die nur eine andere Herrschaft bedeutet, noch Sprache geben kann, ist es vielleicht nur hier: in dem Wunder, die Ränder auszudehnen, sie mehr als je zuvor auszuzacken. Diesem Wunder gehört auch eine glückliche Geste an: sie vertieft das Loch, das